

BILD DES MONATS

Erntesegen, Erntedank

*Ein Wunder
an Gestalt und Form –
die Kürbisfrüchte*

*Aufnahmen von der
jährlichen Kürbis-Schau
im »Blühenden Barock«
in Ludwigsburg*



Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah!
Die Luft ist still, als atmete man kaum,
und dennoch fallen raschelnd, fern und nah,
die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

O stört sie nicht, die Feier der Natur!
Dies ist die Lese, die sie selber hält;
denn heute löst sich von den Zweigen nur,
was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

Herbstbild von Chr. Fr. Hebbel

Jeder Templer ein Botschafter des Tempelgedankens

Der Tempelglaube als tägliche Aufbauarbeit

Jedes Jahr blicken wir zurück auf den Tag, an dem alles begonnen hat mit unserer Glaubensgemeinschaft, mit unserer Selbständigkeit und Unabhängigkeit in religiöser Ausrichtung. Inzwischen sind seither schon 143 Jahre vergangen, in der Tat eine sehr lange Zeit.

Wozu soll uns dieser Rückblick dienen? Wollen wir es als etwas Positives betrachten, diese Selbständigkeit errungen zu haben? Ein geschichtlicher Rückblick zeigt uns, dass unsere Gründerväter ursprünglich überhaupt nicht an eine Selbständigkeit gedacht hatten. Sie

hatten vielmehr *innerkirchliche* Reformen angestrebt und sich erst dann – notgedrungen – zur Bildung einer eigenen Gemeinschaft entschlossen, als ihr Vorhaben innerhalb der Landeskirche nicht mehr durchzusetzen war.

Es stellt sich für uns vielleicht die Frage, ob denn der Widerstand, den sie damals in der Kirche erfuhren, nicht zu einem Umdenken bei ihnen hätte führen müssen. Konnten sie wirklich davon ausgehen, dass *sie* auf dem rechten Weg waren und die anderen alle *nicht*?

Die Überzeugungen von Hoffmann, Paulus und Hardegg ließen sich damals nicht erschüttern. Ich denke, dass ihre Beharrlichkeit und ihre Bereitschaft, selbst den Ausschluss aus der Kirche in Kauf zu nehmen, von einem außerordentlich starken *Selbstbewusstsein* zeugt. Sie haben felsenfest an ihre Mission geglaubt. Solche Überzeugungskraft kommt nicht von ungefähr. Kurze Zeit vor der offiziellen Trennung von der Kirche, schreibt Christoph Hoffmann in seiner Biographie, habe ihn, ungeachtet der Ungewissheit der Zukunft, ein ihm selbst unerklärliches Gefühl der Freude ergriffen. Ihm sei es zumute gewesen wie einem, der aus der Gefangenschaft entlassen werde, und das habe sich dann auch in seinem Lied »Die Losung des Volkes Gottes« ausgedrückt.

Auch wenn wir konstatieren, dass bei ihm eine gehörige Portion Starrsinn mit im Spiel war, kann einem solchen Starrsinn eine tief gegründete Erkenntnis zugrunde liegen, die keinen Zweifel duldet. Es war eine aus langem Nachsinn-

nen gewonnene Erkenntnis, dass das von Jesus verkündete Gottesreich eine *Forderung*, eine *Aufgabe* sei, der die Menschen sich stellen müssten, und zwar im *täglichen Leben* und im *Umgang miteinander*.

Jesus hatte mit dem Wort »Gottesreich« einen Zustand unter den Menschen bezeichnet, wo Gottes Name geheiligt wird, wo sein Wille auf Erden geschieht, wo alle Schuld vergeben und alles Böse überwunden sein wird, wo die Bedrückung der Geringen aufhört, wo jeder zu seinem Recht kommt und wo Schmerz und Leid ein Ende haben werden.

Das scheint uns ein unerreichbarer Zustand zu sein. Trotzdem glauben wir, dass der Mensch ein *Potenzial* in sich trägt, diesem Zustand näher zu kommen. Er ist ja ein geistbegabtes Wesen, das sicherlich noch ungeahnte *Entwicklungsmöglichkeiten* in sich trägt, Entwicklungsmöglichkeiten zu mehr *Menschlichkeit*. »Nach dem *hohen Ziele* richte aus dem Staub sich unser Blick« fängt eine der Strophen von Hoffmanns Losungslied an.

Dieses Streben nach einer geistigen Höherentwicklung ist für uns Templer das Entscheidende in unserem Glauben. Andere Glaubensinhalte, die in Kirchen und Konfessionen vielleicht für unverzichtbar gehalten werden mögen, haben dahinter zurückzutreten. Der Tempel, sagt Christoph Hoffmann, ist kein *theoretisches* theologisches Gedankengebäude – er ist vielmehr ein eminent *praktisches* Ziel, er ist *tägliche* Aufbauarbeit,

und derjenige ist ein echter Templer, der sich an dieser Aufbauarbeit *beteiligt*.

In Glaubensdingen hat der Templer *größtmögliche Freiheit*, aber diese Freiheit verstehen wir in erster Linie nicht *von* etwas, sonder *zu* etwas, nämlich *zu* einem vor Gott verantworteten Leben nach den Weisungen, die Jesus von Nazareth uns gegeben hat.

Bei einem kürzlichen Verwandtentreffen meiner Familie im Gemeindehaus waren auch Angehörige unserer Schwiegertochter von weiterher angereist. Sie blättern in unseren hier ausgelegten Schriften und fragten dann erstaunt: Wie kommt es, dass ihr eine zahlenmäßig so kleine Gemeinschaft seid? Ihr habt einen so *neuzeitlichen* Glauben, der frei ist von jeder Bevormundung und wichtig für die Lösung von Zukunftsfragen, dass ihr *viel mehr* Sympathisanten und Anhänger haben müsstet.

Ich denke, es ist gut, liebe Freunde, wenn wir ab und zu solche Stimmen und Beurteilungen »von draußen« hören. Kann es sein, dass wir uns oft selbst nicht des Wertes unserer Religion bewusst werden? Und dass wir deshalb auch nicht genügend tun, um andere Menschen damit zu erreichen? Wenn wir wirklich vom Wert unserer religiösen Ausrichtung überzeugt sind, dann dürfen wir damit nicht hinter dem Berg halten. Dann sollen alle, jeder in seinem eigenen Lebensbereich, selbstbewusst darüber reden - und vor allem: danach leben. Jedes Mitglied kann, so gesehen, zu einem *Botschafter und Darsteller* des Tempelgedankens werden.

Natürlich ist Voraussetzung dafür, dass jeder auch *weiß*, was uns wichtig ist. Wir haben unser Glaubensverständnis schon vor längerem in dem kleinen gelben Heftchen zusammengefasst, das in unserem Gemeindehaus ausliegt. Auch in der »Warte« werden immer wieder wichtige Glaubensaussagen in einprägsamer Form dargestellt.

Unser früherer Tempelvorsteher Dieter Ruff hat mir kürzlich geschrieben, er sei überzeugt, dass es über absehbare Zeit *weitergehen* werde mit der Tempelgesellschaft. Ihre Glaubenssicht und ihr Gedankengut seien ansprechend und einleuchtend. Sie biete einen gangbaren Weg zur praktischen Mitarbeit am Reich Gottes auf Erden als dem wesentlichen Kern der Botschaft Jesu. Über die Zeit ihres doch inzwischen langen Bestehens sei sie vielen Menschen ein starker Halt gewesen und habe sie dem Göttlichen näher gebracht. Sie habe weit über ihren verhältnismäßig kleinen Mitgliederkreis hinaus Gutes bewirkt und das Mosaik der Religionen bereichert.

Wir nehmen diese Worte eines lebenserfahrenen Tempelers als ein Zeichen der Zuversicht, der Ermunterung und des Ansporns dankbar zur Kenntnis. Der Glaube an den Ruf zum Bau des Tempels in der Menschheit ist kein Kartenhaus. Er steht auf einem soliden Fundament und hat bis heute 143 Jahre Bestand gehabt.

Peter Lange in einer Ansprache zur Tempelgründungsfeier 2004 der Tempelgesellschaft in Deutschland

WASSER – DAS URELEMENT DES LEBENS

Abrahams Kindern geht das Wasser aus

Aus dem See Kinneret (See Genezareth) lässt sich immer häufiger kaum mehr Wasser abpumpen. Zwar zeigt sich der See, aus dem in riesigen Rohren Wasser in den Süden Israels geleitet wird, derzeit reichlich gefüllt. Aber ein Überblick über die letzten Jahre zeigt, dass die vergangenen Winter im Nahen Osten relativ trocken waren. Und nicht nur der Wasserhaushalt des Kinneret ist sensibel. Auf den ersten Blick reichlich gefüllte Gewässer kaschieren, wie gefährdet und gestört die Wasserressourcen im Heiligen Land eigentlich sind.

Doch nicht die geringen Niederschläge sind das eigentliche Problem der Region. Vielmehr sorgen Bevölkerungswachstum, Urbanisierung, Industrialisierung und die Intensivierung der Landwirtschaft für die Krise, die sich bereits seit Jahrzehnten abzeichnet. Wasser wird zunehmend wertvoll – und damit zum Konfliktpotenzial.

Streit um Wasservorkommen

Bereits in den 40er Jahren des letzten Jahrhunderts zeichneten sich die heutigen Spannungen ab. Daher entwarf im Jahr 1944 Walter Clay Lowdermilk einen Wasserwirtschaftsplan für das Jordantal. Der US-Wasserexperte erkannte, dass die Süßwasserreserven der Region in ihrer damaligen wie derzeitigen Nutzungsform allein nicht ausreichend sein können. Ihm schwebte ein Tunnel vor, der vom Mittelmeehr Salzwasser ins

Tote Meer leiten sollte. Ähnliche Pläne werden seit Jahren wieder diskutiert, denn es ist offensichtlich, dass der unter dem Meeresspiegel gelegene Salzsee trocken fällt. Aufgrund der gesteigerten Entnahme für die Landwirtschaft erreicht zu wenig Wasser über den Jordan das Tote Meer. Der See wird zudem durch die Einleitung von Abwässern belastet. Eine Zuleitung von Meerwasser würde eine verstärkte Nutzung des Jordan-Süßwassers zulassen, ohne den Wasserhaushalt des Toten Meeres – und damit indirekt der gesamten Region – völlig aus dem Lot zu bringen.

Der israelisch-jordanische Frieden von 1994 steigerte die Chance, dass ein Kanal Meerwasser aus dem Golf von Akaba ins Tote Meer leiten könnte. Diese Lösung wäre realistischer und eher finanzierbar gegenüber einem Tunnel vom Mittelmeer durch das Gebirge bis zum Toten Meer. Aber auch in Wasserfragen hat sich das Verhältnis des jüdischen Staates zum hashemitischen Königreich abgekühlt. Jordanien wirft Israel vor, vertraglich zugesagte Wasserkontingente aus dem Jordan nicht zu liefern. Der Wassermangel gefährdet die aufstrebende jordanische Landwirtschaft im Jordantal und erschüttert damit insgesamt die Wirtschaft des Staates. Zudem führt die gesteigerte Wasserentnahme Israels aus dem Kinneret und dem Jordan langsam zu einer Versalzung der arabischen Ackerflächen.

Auch im Norden streitet sich Israel mit seinen Nachbarn um die knappen Wasserressourcen. Israel muss sich den Vorwurf gefallen lassen, während der Besetzung des Südlibanon Trinkwasser aus dem Litani und dem Hasbani umgeleitet zu haben. Nach dem israelischen Rückzug aus dem Südlibanon droht nun die libanesische Revanche: die Zedernrepublik – aus diversen Gründen selbst knapp an nutzbarem Wasser – hat eine Pumpstation am Hasbani errichtet. Diese soll der lokalen Versorgung dienen.

Um die Kontrolle von Wasserressourcen geht es auch im syrisch-israelischen Streit. Der Golan hat angesichts moderner Waffentechnik seine strategische Rolle weitestgehend eingebüßt. Gravierend für Israel wäre allerdings eine Räumung der Territorien, da das annektierte syrische Gebiet auch wichtige Jordanquellen einschließt.

Wasserbedarf versus Autonomiepolitik

Während sich bezüglich der arabischen Nachbarn Israels die Krise bisher nur abzeichnet, ist der Konflikt mit den Palästinensern bereits ausgebrochen. Zentraler Streitpunkt ist dabei die Nutzung der sich unter der Westbank befindlichen natürlichen Wasserreservoirs (Aquifere). Seit dem Sechs-Tage-Krieg 1967 übt Israel die Kontrolle auch über diese Grundwasserreserven aus und zapft sie für seine Wasserwirtschaft an.

Die Ungleichverteilung des Wassers ist offensichtlich. Während jeden Israel-Besucher die begrünten und blühenden Vorgärten, Parkanlagen und sogar

Straßen-Mittelstreifen – selbst im Hochsommer – beeindruckend, sind palästinensische Kommunen durch verdorrtes Gras und staubüberzogene Bäume geprägt. Wasser ist im Gazastreifen und auf der Westbank zu wertvoll zum Rasensprengen. Ein Israeli zahlt für einen Kubikmeter frischen Leitungswassers nur rund ein Zehntel des Preises, den die Palästinenser entrichten müssen. Dieser Preisunterschied erklärt vor allem, warum der Pro-Kopf-Wasserverbrauch auf israelischer Seite bei 330 Litern täglich liegt, während die Palästinenser durchschnittlich mit nur 30 Litern auskommen (Stand 2000).

Zudem sind selbst die entlegensten jüdischen Siedlungen in der Judäischen Wüste an das Wasserleitungsnetz angeschlossen. Dagegen sind noch immer ca. 2 15 000 Palästinenser darauf angewiesen, ihren Wasserbedarf durch kleine Brunnen, durch Regenwasser gefüllte Zisternen oder Tankwagenlieferungen zu decken. Die arabischen Haushalte, die an das Leitungsnetz angeschlossen sind, müssen vor allem im Sommer immer wieder erleben, dass die Wasserzufuhr nur für wenige Stunden besteht. Die rund 3 Millionen Palästinenser dürfen nur doppelt so viel Wasser verbrauchen wie ca. 200 000 Siedler. Dieses Gefälle schürt Zorn und Gewalt.

Und dieser Zorn steigt mit dem Bau der »Sicherheits«-Sperranlagen auf der Westbank durch Israel. Zahlreiche Quellen und Brunnen werden vom palästinensischen Gebiet abgetrennt, Dörfern fehlt der Wasserzugang, palästinensi-

schen Bauern wird die Bewässerung ihrer Kulturen erschwert.

Die palästinensische Wirtschaft leidet auch ansonsten unter der von den Israelis eingesetzten »Wasser-Waffe«. Die Landwirtschaft kann aufgrund der hohen Wasserpreise ihre Waren nicht zu Marktpreisen produzieren: jede Tomate und Aubergine bringt Verlust. Folglich sind in den vergangenen Jahrzehnten viele Kleinbauern dazu übergegangen, ihren Lebensunterhalt lieber als Hilfskräfte in Israel zu verdienen. Auch ist die Entwicklung einer palästinensischen Industrie angesichts der geringen, teuren und unsicheren Wasserversorgung kaum denkbar.

Israel hält – nicht zu Unrecht – den Palästinensern vor, dass ein großer Teil des gelieferten Wassers in den Autonomiegebieten aufgrund maroder Leitungen und Wasserdiebstahls versickert und verschwindet. Auch nicht ganz unwahr sind die Vorwürfe, dass die Palästinenser durch die Ableitung ihrer ungeklärten Abwässer gegen Israel eine ökologische Intifada führen und durch »wilde« Brunnenbohrungen das Versorgungssystem beeinträchtigen.

Im Gegenzug müssen sich aber auch die Palästinenser nach ihrem Umgang mit der Ressource Wasser fragen lassen. Leckende Leitungen, die niemanden zu stören scheinen, und die Kontamination von Trinkwasser durch Abfälle mögen zwar durch die Rahmenbedingungen verursacht sein, können aber durch ein Mehr an Gemeinschaftsverantwortung und kreativem Engagement

behooben werden, so dass der wachsenden Not zumindest etwas Einhalt geboten werden könnte. Dennoch: mit jedem Tag, den die Autonomieverhandlungen weiter verzögert werden, verlängert sich die ungerechte Situation in den Gebieten und verschärft sich der Konflikt.

Krieg als einzige Perspektive?

Aufgrund der letzten Dürrejahre wächst in Israel die Einsicht, dass der Umgang mit Wasser sich ändern muss. Der nationale Notstand ist eigentlich schon erreicht. Auch die intensive Agrarwirtschaft muss sich bezüglich ihres Wasserumgangs hinterfragen. Bisher konnte man durch eine weitere Absenkung der »roten Linie«, ab der nicht mehr aus dem Kinneret abgepumpt werden darf, und durch den »Wasserraub« unter der Westbank die prekäre Lage in der Öffentlichkeit kaschieren. Der ungebrochen sorglose Umgang mit Wasser in Israel und die im Raum stehenden palästinensischen Rechte und Ansprüche lassen aber die Alarmglocken schrillen.

Eine Lösung der Wasserfrage lässt sich für die Nahost-Region nur finden, wenn alle Seiten anerkennen, dass Wasser zwar ein nicht unbegrenzt vorhandenes, aber auch kein unteilbares Gut ist. Bei einem Krieg ums Wasser kann es aufgrund der Einbindung der Wasserfrage in eine darüber hinausgehende Problematik nur Verlierer geben. Wasser ist eben *mehr* als nur ein Lebensmittel.

Jens Nieper im »Gemeindebrief der deutschen evangelischen Gemeinde Jerusalem«, Juni-August 2004; leicht gekürzt

KLEINE GESCHICHTEN AUS DER GESCHICHTE

Nach 62 Jahren »Notgroschen« gefunden

Beim diesjährigen Sommerfest der Australien-Templer in Bayswater gab es einen »Goldschatz« zu besichtigen. Gertrud Blessing und ihr Bruder Hans Wennagel zeigten ihren Freunden eine Anzahl alter Goldmünzen, die kurz zuvor auf abenteuerlichem Weg in ihren Besitz gekommen waren. Ihr jetzt 97jähriger Vater Hugo Wennagel hatte diese Goldmünzen 1941 in seinem Haus in der Tempelkolonie Sarona in einer Mauer nische versteckt, ehe er zusammen mit vielen anderen Templern durch die britische Mandatsverwaltung Palästinas nach Australien deportiert worden war.

Damals dachte er bei sich, dass es gut wäre, bei Rückkehr nach Sarona etwas Geldwertes in der Hand zu haben, um nach dem Krieg den Neuanfang zu bewältigen – keiner der Internierten hatte damals geahnt, dass ihre Abreise ein Abschied für immer sein würde. Hugo Wennagel hat dann notgedrungen diesen Neuanfang in Australien vollziehen müssen, und sein »Notgroschen« geriet in Vergessenheit. Bis eines Tages ein Architekt aus Tel-Aviv, Danny Goldman, sich für seine Doktorarbeit mit der Bauweise der Templer in Palästina – speziell der in Sarona – befasste

Goldman erkundigte sich nach historischen Fotos dieser Häuser und nahm Kontakt mit Templern auf, die ihm etwas zur Geschichte ihrer Entstehung sagen konnten. So war er auch mit dem aus Sarona stammenden Templer Manfred

Haering bekannt geworden, der ihm Näheres über den Architekten und Baumeister Hugo Wennagel erzählte, der sich 1934 nach einem Entwurf seines Vaters (auch Vater und Großvater Wennagel waren schon bekannte Baumeister in Palästina gewesen) ein eigenes Haus in Sarona erbaut hatte.

Stück für Stück wurde nun Tempelgeschichte aufgerollt. Alte Bilder wurden gesammelt und Interviews mit ehemaligen Sarona-Siedlern geführt. Dabei hörte Manfred von der vorsorglichen Verwahrung des »Notgroschens« durch Hugo Wennagel. Er fragte Danny Goldman, ob er bei seinen Architektur-Recherchen in Sarona nicht einmal nachsehen könnte, ob die Wertsachen noch auffindbar seien.

Doch welche Frage! Nach 62 Jahren wechselvoller Geschichte des Landes! Welches war denn nun das Haus von Wennagel? Und wo befand sich das erwähnte Versteck? Auf Anfrage in Australien hieß es, dass Hugo Wennagel in seinem hohen Alter nicht mehr nach Israel reisen könne, um zu suchen. Sollte man die ganze Sache also vergessen?

Der inzwischen immer mehr an der Geschichte der Tempelsiedlungen interessierte Danny Goldman meinte, es sei doch einen Versuch wert, er wolle sich auf die Suche machen. Er bat Horst Blaich, der ein großes Archiv an Bildern und Dokumenten führt, um eine Markierung des Wennagelschen Hauses auf

einer Koloniekarte. Es gingen E-Mails mit Bilddateien hin und her. Goldman fotografierte das in Frage stehende Objekt und fragte: »Horst, ist dies das Haus?« Horst schrieb zurück: »Ja, genau.«

Nun hieß es, die Lage des Verstecks zu erkunden. Glücklicherweise haben Architekten einen Sinn für Maßangaben, und selbst in seinem hohen Alter hatte Hugo Wennagel noch im Gedächtnis, in welchem Raum und an welcher Wand zu suchen wäre. Eine außerordentliche Begabung!

Aber damit fingen die eigentlichen Schwierigkeiten erst an. Das Haus stand noch, das war ein Glück, denn eine ganze Reihe alter Bauten war schon einem Neubau-Komplex zum Opfer gefallen. Aber die noch vorhandenen waren belegt und standen unter Militärverwaltung. Man konnte ja schließlich nicht gut in eine Befehlszentrale hineinmarschieren und irgendwo Wände aufklopfen. Doch Welch ein Wunder: das Wennagel-Haus war wegen anderweitiger Verwendung gerade geräumt und stand leer.

Nun fingen für Danny Goldman die Behördengänge an: von wem konnte er die Genehmigung erhalten, das Haus zu betreten und eine Suche anzustellen? Er sprach mit militärischen Dienststellen, mit dem für Auslandsvermögen zuständigen Ministerium, mit dem australischen Konsulat, mit dem Amt für Altrentner. Manch einer hätte angesichts all dieser Mühen sein Vorhaben wohl aufgegeben. Nicht so Architekt Goldman.

Endlich hatte er bei seiner Suche den richtigen Ansprechpartner gefunden. Er

durfte ins Haus. Und er fand das Versteck! Um den Templern und der Familie Wennagel Gewähr für eine verantwortungsvolle Suchaktion durch ihn zu geben, bat er seinen Bruder, ihm beim Aufschlagen der Wand zu helfen, damit er selbst den Vorgang mit Videokamera aufnehmen konnte. Sie fanden die Goldmünzen, die in ein noch gut erhaltenes Leinensäckchen eingewickelt waren.

Schon zu Beginn der Aktion hatte Goldman geschrieben, er wolle alles tun, um die Fundsachen dem ehemaligen Eigentümer zurückgeben zu können. Er musste nun wieder von Amt zu Amt laufen, um die notwendigen Genehmigungen zur Ausfuhr zu erhalten. Aber auf welche Weise zurückgeben? Er lud Hugos Sohn und Tochter nach Israel ein, zeigte ihnen die alten Tempelsiedlungen und beherbergte sie bei sich zuhause. In einer Übergabeaktion unter Zeugen erhielten die Wennagels die 23 Goldmünzen von ihm ausgehändigt. Eine außergewöhnliche und durch viele glückliche Umstände begünstigte Aktion war beendet.

Nicht nur die Familie Wennagel, sondern wir alle haben Danny Goldman, der inzwischen seinen Dokortitel erhalten hat, zu danken für sein Interesse, seinen unermüdlichen Einsatz und sein faires und verantwortungsvolles Vorgehen bei dieser »Schatzsuche«.

Peter Lange, nach der Dokumentation »Hugo's Treasure« von Dr. Danny Goldman, TGD-Archiv (über Dr. Goldmans Dissertation über die Templer-Architektur in Palästina haben wir im Juni-Heft der »Warte« berichtet)